

Von der Schönheit unserer Mundarten

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Schönheit unserer Mundarten.

Von Ernst Eschmann.

Von der Schönheit unserer Mundarten! Ich weiß, viele sind geneigt, erstaunt zu fragen: ja, sind überhaupt unsere Mundarten schön? Und was ist denn Schönes an ihnen? Das nimmt mich doch wunder. Ein kleines Intermezzo wird mir entgegengehalten: Gestern bin ich zwei Fuhrleuten begegnet, die mit ihrem schwer beladenen Wagen in einer engen Seitengasse nicht aneinander vorbeikamen. Ein jeder machte dem andern Vorwürfe, fuhr und fauchte ihn an, so gründlich und deutlich und bodenständig, daß es nicht mehr schön war. Da donnerte es, da wettete es, da gab es Grobheiten und Titulaturen, man war wieder einmal vom Wesen und Klang unseres Dialektes gar festsam berührt. Ich erwidere: das darf nicht, auf alle Fälle nicht allein auf Rechnung unserer Mundart gesetzt werden. Der Träger einer Sprache kann zugleich ihr Förderer, Hüter, gelegentlich auch ihr Neuschöpfer und Künstler sein wie ein Musiker, wie ein Violinist, der sein Instrument als vollendeter Meister spielt. Und dem herben Urteil, das oft gefällt wird, kann ebenjogut das Gegenteil gegenübergestellt werden: unser Dialekt ist der reizendsten Feinheiten fähig und beherrscht das Pianissimo wie das Fortissimo.

Räumen wir einmal alt eingeseffene und vorgefaßte Meinungen weg und nehmen wir uns die Mühe, ihn in allen seinen Erscheinungsformen zu beobachten und zu studieren, auch in der vorliegenden Literatur!

Aber da machen viele schon wieder eine wegweisende Geste: Dialekt lese ich nicht gern. Man kann ihn ja fast nicht lesen. Bis man sich nur in die Liebhabeereien der Orthographie eines jeden Schriftstellers hineingearbeitet hat, vergeht einem Lust und Stimmung. Zu ihrer Freude gebe ich ihnen ein bißchen Recht, aber nur ein bißchen. Denn der Dialekt will eigentlich nicht still für sich gelesen, er will gehört werden. Wir lauschen einem guten Vorleser und werden nicht müde. Abends, wenn wir auf dem Lande wohnen, setzen wir uns aufs Bänkchen vor's Haus, vom Windlein eines Nußbaums umfächelt, im Anblick der Wiesen, eines Waldes, der Berge, des dämmernden Himmels. Da ist der Dialekt daheim. Oder im Winter, wenn draußen leise die Flocken fallen und den Garten eindecken, scharen wir uns in der Stube zusammen, der Vater oder die Mutter nimmt ein Buch

zur Hand und liest uns etwas vor, in der Sprache, in der er geboren ist, und bei all diesen himmeligen Lauten überkommt uns eine eigentümliche, wohlige Stimmung. Wir fühlen uns geborgen und allem verbunden, was mit uns lebt vom Keller zur Winde, zwischen Schopf und Scheune, in den Blumenbeeten wie auf den Äckern. Im Kreis der Familie ist es der Mundart am wohlsten. Da entfaltet sie ihre schönsten Blüten. Tröpflein um Tröpflein wird sie vom Kinde eingeschlürft. Die Mundart ist unsere Muttersprache und nicht das Schriftdeutsch. Die ersten Verslein und Sprüchlein, die wir gelernt, waren im Dialekt. Sie sind ein fröhlich Teil unserer Jugenderinnerungen und ein sonniges Erbe, das wir an unsere Kinder weitergeben. Aber es scheint, daß es uns, besonders in der Stadt, vor unsern eigenen Augen, unter unsern eigenen Händen von Jahr zu Jahr verkümmert. Und es tut Not, daß wir von Zeit zu Zeit unseres schwindenden Schatzes neu bewußt werden, daß wir uns vergegenwärtigen, was wir an ihm besitzen.

Ist er nicht der Spiegel unseres Volkstums überhaupt, unserer lokalen Eigenart? Sehen und erkennen wir nicht gleich den Emmentaler, wenn er bedächtig und langsam sein: „Heit er“ und „Weit er“ vor uns ausbreitet, den spitzen und gerne etwas nörgelnden Basler, wenn er sein schwebendes, zweifelbeladenes „Jä-joo“ ins Gespräch wirft. Der eigentümliche Gesang ist uns bei den Glarnern vertraut, und von den Appenzellern wissen wir, daß wir von ihren kurzen, trägen Sprüchen keine Komplimente erwarten dürfen. Aber sie sind uns alle recht und willkommen, der Walliser wie der Urner, der St. Galler wie der Schwyzer, der von oppe-n-apppe zu uns kommt. Es gibt ein unendlich vieltöniges, unterhaltames Konzert, wenn wir von allen Kantonen, von allen Bezirken und Dörfern die Vertreter ihres angestammten Mutterdialektes zusammennehmen. Wer würde glauben, daß wir sie alle unter einen Hut bringen könnten, daß sie doch alle eigentlich recht kleinen, engen Grenzen entstammen. Auch darauf geht die Schützenfestrede des jungen Hediger im „Fähnlein“: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger,

Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft."

Der Wunsch Gottfried Kellers schwebt in Gefahr. Die heutige Zeit setzt überall den Hobel an. Der gesteigerte Verkehr sorgt nur zu schnell dafür, daß alle diese sprachlichen Besonderheiten verschwinden, und was ehemals weiter zum Preise unserer Dialekte gesagt worden ist, verliert an Überzeugungskraft, die *Erdfrische*, der *Berghauch* unserer Mundarten. Je höher wir steigen, um so farbiger, um so intensiver leuchten die Alpenrosen und die Enziane. Zu ihrer vollen Pracht brauchen sie im Sommer die Schneegrenze. Ganz ähnlich haben es die Dialekte. In den Bergen müssen wir sie hören, bei Hirten und Heuern; da quellen die Schönheiten erst recht auf, da beginnen sie zu klingen und zu schillern, und wenn wir aufmerksam lauschen, ist es oft, als wäre Geröll von den Hängen darunter, Wildwasserrauschen und Glockenklang von den Weiden.

Liegt nicht auch Schönheit und ein eigenartiger Reiz darin, daß unsere Sprache ein kulturhistorisches Schatzkästlein darstellt? Wir schauen in ihr zurück in die Zeit unserer Großväter; alte Lieder werden wach, verstaubter Hausrat wird in seltenen Wörtern wieder ans Licht gezogen, wir werden an interessante Berührungen mit dem Ausland erinnert, wenn etwa französische oder italienische Stammwörter durch eine Hülle schimmern, die schon mit schweizerischem Einschlag gewoben ist. Ist es nicht niedlich, in seiner Stube ein „Gelleretli“¹ stehen zu haben oder zu hören, wenn ein altes Mütterchen nach seinem „Fazenetli“ fragt? Über unsern Mundarten liegt ein Schimmer reicher Vergangenheit gebreitet, ganze Kulturepochen bergen sie, die Tage eines Minnesängers Johannes Hadlaub, wie die Erlebnisse fremder Söldner mit allen sprachlichen Schnörkeln, die sie heimgebracht haben. Der Kundige hört aus mancher Redewendung, aus manchem Spruch und Witz eine wehmütige Melodie: es war einmal!

Aber freuen wir uns auch dessen, was noch ist, was noch lebt! Und da gilt es, auf ein paar Schönheiten im einzelnen hinzuweisen. Wem wäre nicht schon die Bildhaftigkeit und malende Anschaulichkeit unserer Mundarten aufgefallen? Die Fülle der Bezeichnungen für gewisse

Dinge oder Tätigkeiten ist von schlagender Charakteristik. Die Beispiele regnen uns aus dem Alltag nur so zu. Ich greife ein paar zufällig zusammengetragene Bezeichnungen für gewisse Dinge oder Tätigkeiten heraus, für die Fortbewegung des Menschen, der eine beliebige Strecke zurücklegt. Da heißt es: laufe, springe, gump, hase, ränne, zäpfe, hülpe, cheibe, schiengge, schlarpe, schnaagge, teere, hötterle, tippel, schuehne, devotätsche, gwaggle, schwampl und schwanze. Die Reihe ließe sich noch vermehren, und wohlvermerkt: einzig aus dem Zürich-Deutschen. In allen diesen Verben handelt es sich nicht nur um die Vorwärtsbewegung. Es tritt zugleich plastisch, fast körperlich greifbar vor Augen, welcher Art diese Vorwärtsbewegung ist, ob langsam, schnell, gemütlich, sicher, unsicher, beschwerlich, gleichgültig, wichtig, beladen, mit einer Last auf dem Rücken oder einem Gläslein zu viel. In welcher Verlegenheit würden wir versetzt, wenn man von uns verlangte, diese Ausdrücke alle ins Hochdeutsche zu übertragen! Das Aischenbrödel der Mundart überrascht uns mit einem Reichtum, um den es manche Prinzen beneiden könnten.

Wer unsere Dialekte besonders mit dem Ohre genießt, wird sich wundern, so viele lautmalerische Elemente in ihnen zu entdecken. Die ganze säuselnde, rauschende, brausende Natur ist in ihnen eingefangen, der Ruf der Vögel im Guggu, das Bellen des Hundes im Wauwau, das Pfeifen des Windes, das Quirlen und Platzen des Wassers, das Toben eines Gewitters. Wie schildert uns doch Meinrad Vienert im „Mirli“, einem feinen, epischen Werklein, die in Aufruhr geratene Natur:

's gwirbet gar se hüntsich verufe,
's pffist dur's Dach, um d' Hüttenegge,
Hünt und grochset ume Gade,
Zommret us der Nistre obe,
As me meine chönt, es geist.
Jez gahd's los, mein schier, im Himmel
Chebrid s' grad der Sirtechübel.
's tschättret über d' Schindle-n-ine,
's scherzt und donndret ohni Höre,
's fürt us alle Wulche-n- use,
Wie wänn d' Mangel Türstei schlieged.

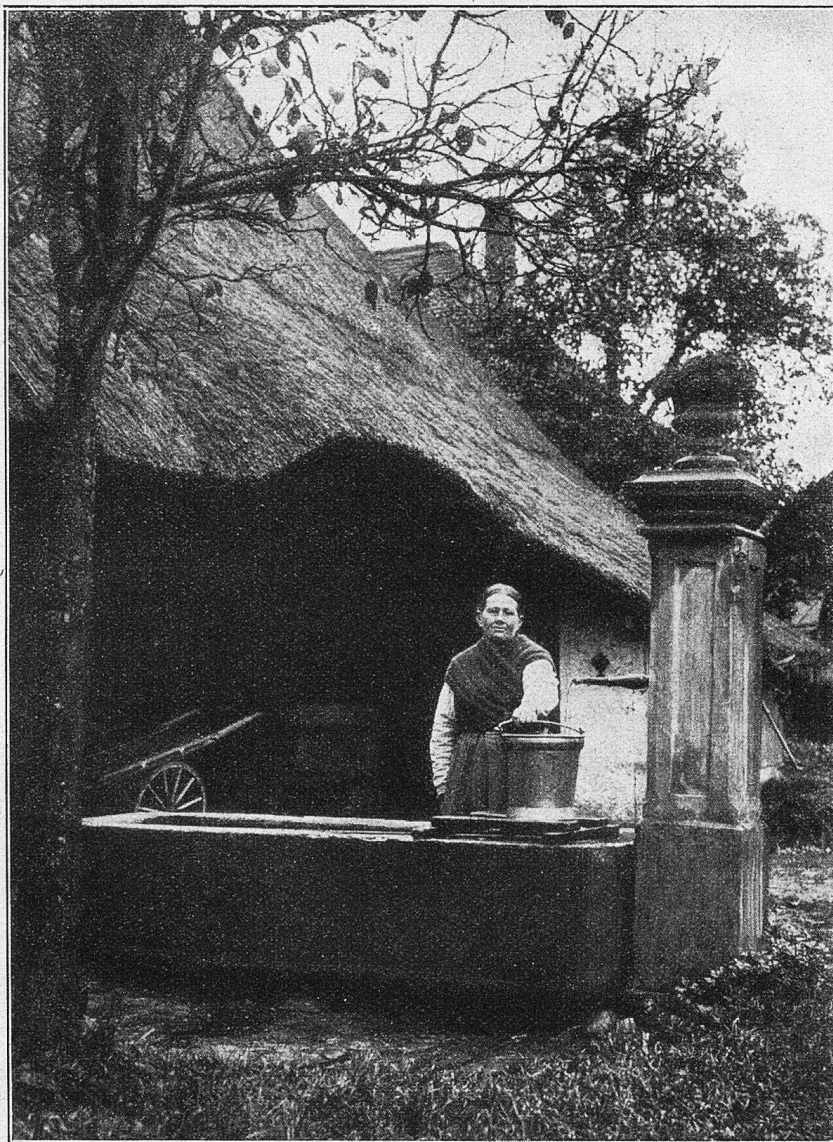
Eine unerschöpfliche Fundgrube für den Freund der Mundarten ist auch das Arsenal der Redensarten, aller dieser gegenständlichen sprichwörtlichen Wendungen, in denen ganz besonders der Humor und die Phantasie des Volkes Feste feiern. Wie unmißverständlich ist es, wenn man sich anschickt, einem „heimzuzünden“, „die Kake abzukufen“, einen „in den

¹ Bezeichnung der Uhr nach dem Französischen: Quelle heure est-il?

Senkel zu stellen" oder auch nur, wenn man einem nichtsnutzigen Buben droht, ihm die Ohren stehen zu lassen.

Der unübersehbare Reichtum dieser Ausdrücke führt uns auf die Verjüngungsfähigkeit, auf die unverwüßliche Lebenskraft unserer Dialekte. Neue Prägungen, neue Kombinationen und Zusammensetzungen werden täglich aus dem

der jüngsten Zeit wissen wir, was zum Beispiel während der Mobilisation die Soldatensprache für eigenartige, originelle Neuschöpfungen ans Licht gebracht hat. Sie sind uns ein großer Trost und Beweis dafür, daß allen Überfremdungsercheinungen zum Trotz neues Sprachgut auf eigenem Boden gedeiht und zu bestimmter Gelegenheit wie Pilze aus dem Boden schießt.



„Am Hofbrunnen“ in Rölliken (Kt. Aargau).

Drange einer Stimmung, einer seelischen Erregung, einer Situation heraus geboren, sie werden fortgetragen, wieder aufgenommen wie der Blütenstaub durch den Wind, und neue Schöplein gucken hervor, man weiß oft gar nicht, woher sie kommen. Gebunden sind sie immer an sprachschöpferische Menschen, und ihrer ist eine hübsche Zahl. Sie geben nicht selten den Ton an für kleinere, lokale Sprachgemeinschaften. Aus

Über dem Lob, das wir unsern schweizerischen Dialekten gesungen haben, vergessen wir immerhin eines nicht; sie sind auf die Wirklichkeiten und Gegenständlichkeiten unserer nächsten Umgebung und Bedürfnisse eingestellt. Alles Konkrete und Greifbare benennen und umfassen sie. Wo aber die Gedanken einen philosophischen Flug nehmen, wo sie in verwickelte, unirdische Regionen geraten, wird den Mundarten die

Luft zu dünn. Wörter und Begriffe beginnen ihnen auszugehen, und unverhofft entdecken zwei eifrige Philosophen, daß sie im Gespräch ins Hochdeutsche hinübergeglitten sind. Die Mundart hat's nicht anders als das schlichte, anspruchslose Mädchen vom Lande. Es fühlt sich nicht wohl in einem gelehrten Zirkel. So lassen wir es da, wo man noch einfach fühlt und denkt. Da aber wollen wir es nach Kräften hegen und pflegen. Da wollen wir uns aller seiner Gaben freuen, die es unermüdlich über uns ausschüttet. Die Gelehrten kommen zu ihm und studieren es, einfache, dankbare Herzen lauschen ihm, und wirklichkeits- und heimatfrohe Dichter fördern es und führen es an ein schönes Plätzchen, in eine helle, blumengeschmückte Extrastube der deutschen Literatur. Da treffen wir denn, noch auf deutschem Boden, gemütvolle Sänger und Erzähler wie den Dithmarschen Klaus Groth, den Mecklenburger Fritz Reuter, den Schlesier Karl von Holtei, den Alemannen Johann Peter Hebel. Bei ihm klingen uns schon sehr ver-

wandte Töne an, und mit einem Mal erinnern wir uns, daß in allen Kammern des Hauses „zum Schweizerdegen“ heimische Dichter am Werke sind, die in ihrer Mundart singen und sagen. Sie haben alle die Schönheit ihrer Muttersprache aufs tiefste erkannt und ihr in Wort und Werk gedient. Sie sind aber keineswegs ihre Entdecker gewesen.

Die Zeit der Klassik, da unser unvergänglicher schriftdeutscher Sprachschatz sich in großen Kunstwerken, in Lied, Epos und Dramen fester und kühner zu fügen begann, hat auch für den Wert und die Schönheit unserer Mundarten ein waches Auge gehabt. In den Tagen, da man aufmerksamer als je nach alten Volksliedern suchte, freute man sich der Mundarten und gönnte ihnen gern ihr bescheidenes Plätzchen an der Sonne. Niemand hat es schöner und treffender ausgedrückt als Goethe: der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele ihren Atem schöpft.

Züridütsch.

Züridütsch, du tusigs Maitli,
Blib es Rüngli bi-n= is hüt!
Chumm is öppis cho verzelle,
Bring e ghustigs Chrättli mit.
Lueg, do chund's scho früntli z'schwänzle,
Lachet eis und gid mer d' Hand.
Wo-n= em dä i d' Auge luege,
Gsehn i drin e ganzes Land,
Bäum und Matte, hübschi Dörfer,
Räbe, Aeher, Chorn und Chlee,
Blaue Himmel und es Wülchli,
Wo si gschaut im helle See,
Dunkle Wald a grüne Raine,
Weide, Bächli chrüz und quer,
Alls ein Garte zringelume,
Pühlet, wie wänn's Sundig wär.

Und erst, wänn d' dis Müli uftuest,
Maitli, wie das chit und singt,
Was das nüd für gspässig Schnöögge
Lustig hinefürebringt!
Chunst us alte, frönde Zite,
Wie din Urgroßvater, sag?
Aber nach de rote Bagge
Bist na jung und chäch und zwäg.

Chasch na gumpe, chasch na juchse,
Herrli tönt's de Fäldere naa,
Und es isch mer, 's schlögid i mer
Lis die schönste Glogge-n= aa.
Liebi lütted s', Glück und Fride,
's wird mer liecht und wohl debi,
Und us jedre ghöri 's Echo:
Schön isch, do diheime z'fi!

Stunde, Stunde chönnt i lose.—
Offe stönd der Tor und Tür.
Wer chum 's Züngli glöst häd, alli,
Alli chömmet gern zu dir:
Herre-n= i der wiße Weste,
Rich und arm und groß und chli,
Jedes will vu dir es Wörtli,
Dänn es wird vu Herze fi.
Du bist d' Sunn, wo-n= eus i d' Feister
Und bis zinnerst inne zündt,
Und de bist is eusi Muetter,
Alli si-mer dini Chind.
Drum sitz zue-n= is hüt es Stündli,
Züridütsch, und sing, verzell!
Mag's verusse Chaze hagle,
Euse Himmel glänzt is hell!